

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 25 (1841)

8 (23.2.1841)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-797397](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-797397)

Oldenburgische Blätter.

N^o 8. Dienstag, den 23. Februar. 1841.

Ueber den Mysticismus in Beziehung auf den Auffatz in N^o 34. der Oldenburgischen Blätter vom vorigen Jahre.

Ueber den Gegenstand, den der Herr Verfasser des Auffazes in N^o 34. der Oldenburgischen Blätter vom v. J. bespricht, hat Einsender Dieses auch schon nachgedacht, insbesondere darüber, daß der Mysticismus in dem Sinne, wie der Herr Verfasser im gedachten Auffatz ihn nimmt, in neuerer Zeit bei den übrigen christlichen Confessionen, nur nicht bei den Katholiken, oder wenigstens bei diesen doch nur selten, fast überall und in einem, wenn man die früheren Zeiten dagegen hält, hohen Grade sich äußere; aber er mochte über seine Grübeleien öffentlich nichts laut werden lassen, aus Besorgniß, daß er in der Entdeckung der Ursache nicht auf der rechten Spur sey.

Der Herr Verfasser des gedachten Auffazes fordert nun auch Andere auf, ihre Gedanken über den besprochenen Gegenstand mitzutheilen, und dieser Aufforderung, die gewiß gut gemeint ist, zu entsprechen, dazu hält der Einsender Dieses sich für verpflichtet, so be-

scheiden er auch sonst über seine Ansichten denkt. Jeder soll, wenn es das Gute betrifft, sein Scharfsein, so unbedeutend es auch seyn mag, beitragen.

Der Herr Verfasser vermuthet, daß die Jesuiten es sind, die diese Erscheinung veranlassen; hätte er Gründe für seine Vermuthung angeführt, so hätten solche einer Prüfung unterzogen werden können; aber das ist nicht geschehen, denn durch die Phrase: »da die Jesuiten keine Mittel u. s. w.« dürfte seine Vermuthung nicht begründet seyn, sie ist vielmehr wohl nur als eine Reminiscenz anzusehen, die der Feder des Herrn Verfassers ohne Arg, oder ohne daß er darüber eigentlich nachgedacht hat, entschlüpft ist.

Vielleicht rechnet aber der Herr Verfasser Strauß, Sintenis und deren Vorgänger, überhaupt die neuere philosophische Schule zu den Jesuiten *), und dann begegnen sich die Ansichten des Herrn Verfassers und die des Einsenders in der besten Harmonie.

*) Man verzeihe diese ironische Wendung; sie ist hier in doppelter Hinsicht unpassend; aber sie ist der Feder des Einsenders entschlüpft, wie dem Herrn Verfasser jene Anschuldigung wohl entschlüpft seyn wird.



Die Menschen im Allgemeinen, oder, wenn man will, die Menschheit, fühlt das Bedürfnis einer positiven Religion, und bei den christlichen Confessionen beruhet dieselbe auf dem Glauben an Christus und Seine Göttlichkeit. Wird dieser Glaube untergraben, wird das Leben Jesu Christi für eine Mythe erklärt, so bleibt für den minder Gebildeten wohl nichts Anders übrig, als entweder einem gänzlichen Unglauben oder einer Schmärmerei, die in der Regel in Aberglauben ausartet, sich zuzuwenden, je nach dem sittlich religiösen Zustande, worin er sich befindet. Einsender Dieses könnte über diese Ansicht ausführlicher sprechen, er könnte dieselbe näher begründen, aber dazu möchten diese Blätter sich nicht eignen; überdies setzt er bei dem Herrn Verfasser jenes Aufsatzes voraus, daß er ihm bei einigem Nachdenken hierin beipflichten wird, da solches klar auf der Hand liegen möchte.

Der Herr Verfasser meint, daß der minder Gebildete einer Autorität zum Verständnis der h. Schrift bedürfe, daß ihm allein die Auslegung derselben nicht zugetrauet werden könne, denn das will er doch wohl mit den Worten:

»Ihre buchstäbliche u. c.«
sagen, und darin ist Einsender mit dem Herrn Verfasser ganz einverstanden*).

Nun glaubt aber mancher Mystiker, die Autorität, der er bei Auslegung der h. Schrift

früher gefolgt ist, aufgeben zu müssen, weil ihm diese seinen Glauben an die Göttlichkeit derselben mindestens zu untergraben sucht. Abgesehen davon, daß der menschliche Verstand und die menschliche Vernunft überhaupt wohl zur Auffassung des Göttlichen in seinem ganzen Umfange zu beschränkt seyn möchte, so bleibt in der Regel dem weniger ausgebildeten Menschen die Harmonie, in der der Gebildete das Einzelne mit dem Allgemeinen findet, verborgen; jener umfaßt nur das Einzelne, ohne an die Subsummierung unter das Allgemeine zu denken und daher bei demselben, was den vorliegenden Gegenstand betrifft, das Chaos in der Auslegung der h. Schrift.

Gerne stimmt der Einsender Dieses dem am Schlusse jenes Aufsatzes ausgesprochenen, gewiß wohlgemeinten Wunsche des Hrn. Verfassers bei; zur Vervollständigung desselben erlaubt derselbe sich noch hinzuzufügen: Möchten die Gelehrten die Wahrheit der christlichen Religion und die Göttlichkeit Jesu Christi anerkennen und ihre Ueberzeugung durch Schriften und Lehren dem weniger Gebildeten bekennen! und wir dürfen alsdann hoffen, daß die Verirrungen des Mysticismus unter dem Segen Gottes aufhören werden.

Einsender dieses ist Katholik. Freilich wird den Katholiken, jedoch wohl mit Unrecht, häufig Intoleranz vorgeworfen; aber des Einsenders Nächstenliebe, so unvollkom-

*) Die Jesuiten, in sofern sie Katholiken sind, und mit ihnen jeder Katholik, würden diesen Satz (Vergl. das oben Gesagte) noch allgemeiner ausdrücken, er würde dann so lauten: kein einzelnes Individuum ist befugt, die Schrift nach seiner individuellen Vernunft und nach seinem individuellen Verstande auszulegen, er bedarf vielmehr dazu einer Autorität — der Kirche.

Wie man in neueren Zeiten häufig schließt, könnte Mancher glauben, daß dieser von dem Herrn Verfasser ausgesprochene Satz von den Jesuiten herühre, er also auch mit denselben in Verbindung stehen müsse. — So schließt der Einsender Dieses freilich nicht.

men er auch sonst seyn mag, umfaßt die ganze Menschheit, ohne Unterschied der Confession, sie erstreckt sich sowohl über die Mytiker, als über das junge Deutschland, so abhold er auch den Tendenzen ist, die beide verfolgen. Sie läßt ihm darin nur Verirrungen erkennen, nicht aber bösen Willen.

Ueberhaupt soll der Mensch liebevoll in seinem Urtheile über seine Mitmenschen seyn, dieses Urtheil mag sich über ein Individuum oder über eine Gesamtheit von Individuen erstrecken, besonders vorsichtig soll er in der Veröffentlichung seines Urtheils seyn; denn welcher Mensch kann, von sich sagen, daß er auch bei dem besten Willen immer vorurtheilsfrei in seinem Urtheile gewesen ist. Schon ein nicht christlicher Dichter, sagt vor reichlich 1500 Jahren »homo sum, nihil humani a me alienum esse puto.« — In einer freilich etwas freien Umschreibung heißt dieser Satz: wären wir Menschen vollkommen, so könnten wir nicht irren. Aber das sind wir nun einmal nicht, daher müssen wir, da die Nächstenliebe uns geboten ist, und wir unsere Schwäche anerkennen müssen, wenigstens vorsichtig in unserm Urtheile seyn, welches wir veröffentlichen.

Einsender dieses war, warum sollte er es nicht bekennen, in jüngern Jahren auch gegen die Jesuiten eingenommen. In allen Schriften, die er damals las, waren die Jesuiten als Menschen von den schlechtesten Grundsätzen geschildert. Kritisch konnte er diese Schriften damals nicht beurtheilen, denn dazu fehlten ihm Materialien und Gelehrtheit. Wären dieselben in einem weniger leidenschaftlichen Tone geschrieben gewesen, vielleicht würde es auch bei dem Einsender wohl dabei geblieben seyn, daß er Alles, was diese Schriften ihm erzählten, für wahr gehalten

hätte; aber das unverdorrene Gemüth fühlt es heraus, daß Wahrheit bei Leidenschaft und ohne Liebe nicht bestehen kann. — Er hatte überdies Schriften von Jesuiten gelesen, die eine so reine Moral athmeten, daß es ihm fast unmöglich schien, daß die Verfasser dieser Schriften schlechten, durchaus verwerflichen Principien huldigen konnten. Es war ihm auffallend, wie zu einer Zeit, wo die Jesuiten in allen übrigen Staaten verfolgt wurden, Friedrich der Große, ein Fürst, der mit eigenen Augen sah und mit eminentem Intelligenz versehen war, ihnen bei den besonders für Monarchen verderblichen Grundsätzen, die man ihnen andichtete, Schutz gewähren konnte. Er stand freilich mit Voltaire, der, ungeachtet seiner sonst wohl nicht zu lobenden Grundsätze kein Feind der Jesuiten war, in Verbindung, allein in den Regierungs-Maximen folgte Friedrich der Große wohl nicht den Einwirkungen Voltaire's, denn dazu war er zu groß und zu kraftvoll in seinem eigenen Geiste.

Derartige Reflexionen und die Liebe zur Wahrheit bestimmten den Einsender in einer spätern Zeit zu Forschungen, ob und in wie fern seine, aus seiner frühern Lectüre geschöpften Ansichten über die Jesuiten gegründet seyen. Er schätzt seinen Scharfsinn zwar nur gering, aber er glaubt, ohne Selbsttäuschung von sich sagen zu können, daß er bei seinen Forschungen mit Unpartheilichkeit und mit Liebe zur Wahrheit zu Werke gegangen ist, und die Wahrheit läßt sich auch ohne große Gelehrtheit bei solchen Gesinnungen finden, davon ist wenigstens der Einsender überzeugt.

Gerne möchte er den Weg angeben, dem er bei seinen Forschungen gefolgt ist, allein



daß würde wohl zu weitläufig für diese Blätter seyn *). Das Resultat seiner Forschungen besteht jedoch darin, daß er von seinen vorgefaßten Ansichten gegen die Jesuiten zurückgekommen ist. Er findet freilich, daß es Princip bei ihnen war, gegen die Reformation und deren Grundsätze anzukämpfen; aber so lange dies auf dem Wege der Wissenschaft geschah, und daß der Orden als solcher, anders in dieser Hinsicht verfahren, ist wenigstens nicht erwiesen, war für die Gegner derselben der

Kampfsplatz angewiesen, ohne daß sie nöthig gehabt hätten, zu Berunglimpfungen und Lästerungen ihre Zuflucht zu nehmen. —

Einsender Dieses will kein Schugredner für die Jesuiten seyn; denn das hält er nicht für nöthig, auch findet er sich dazu nicht veranlaßt; es ist nur seinem Gemüthe, seinem Gefühle für Wahrheit und Recht zuwider, daß die Jesuiten überall den Sündenbock abgeben sollen.

D e c o n o m i s c h e B e m e r k u n g e n

vom Amtmann Zelting zu Norden, niedergeschrieben im April 1837.

(Aus dem Hannoverischen Magazin 1838. № 14. 9.)

(Fortsetzung).

II.

Hanfbau.

Je tiefer gepflügt wurde, desto längeren Hanf habe ich gewonnen. Auch ist ein dreibis viermaliges Pflügen zur Auflockerung des Bodens nothwendig. Er unterdrückt alles Unkraut und fast jede Frucht geräth gut darnach. Unser Klima scheint der Cultur dieses Gewächses sehr zuzusagen. Der Verbreitung derselben steht nur die, hier nur durch Hände zu beschaffende fernere Bearbeitung, um denselben zum Handelsartikel zu machen, entgegen. Würde durch Prämienauslobung

auf Anlegung von Wockmühlen die fernere Bearbeitung und dadurch der Absatz erleichtert werden, so würde der stärkere Anbau von selbst folgen.

Man sagt vom Hanse, daß er sich selbst den Boden bereite, d. h. daß der unmittelbar nachfolgende besser geräth als der vorher gezogene Hanf.

Grünland.

Um gutes Weideland zu erhalten, muß 1) das Land in einem kräftigen Zustande zu Dresch niedergelegt werden — die davon

*) In welchen Verhältnissen standen Pascal und seine Genossen zu den Jesuiten? was sagte die unpartheische Geschichte über Pombal, Noailles, Aranda? Kann man dem Engländer Dallas Partheilichkeit für die Jesuiten mit Gründe vorwerfen? Wie äußern sich gelegentlich Hume, Johannes v. Müller, Stäudlin und mehrere Andere über die Jesuiten? Und wie lautet was die neuere Zeit betrifft, die Recension des C. Zeller in № 146. der Hallischen Jahrbücher über das neuere Werk des Professors Sylv. Jordan, Professor der Rechte zu Marburg über die Jesuiten und den Jesuitismus.

abhängige Ueppigkeit des Pflanzenwachsthums bedingt die lebhaftere Wechselwirkung der Luftdüngungsmittel und damit die vermehrte Fruchtbarkeit des Bodens. — 2) wenigstens das erste Jahr das Land beweidet werden, weil durch den Tritt und das Liegen des Viehs die Bestäubung der Pflanzen befördert wird, jedoch muß zur Vermeidung der tiefen Spuren bei feuchter Witterung nur leichtes Vieh das Land betreten, auch im Herbst frühzeitig das Land verlassen.

Nach einer, mir kürzlich zu Gesichte gekommenen Berechnung soll, wenn das Vieh getüddert wird, nicht mehr Land zur Weide nöthig seyn, als bei Stallfütterung, also pr. prpt. die halbe Fläche zur Weide, auch das Vieh — zwar nicht so viel Milch als bei dem freien Weidegange — aber doch eben so viel, als bei der Stallfütterung geben; der Verlust an Dünger bleibt dabei zwar gegen die Stallfütterung bedeutend, indessen kann man bei dem Tüddern eine ökonomische Nutzung der Excremente durch Ausstreuen derselben, sobald das Vieh den Platz verlassen hat, auch ziemlich sichern und der Bereicherung an Düngung durch die Ausdünstung des Viehs durch Maul und Haut kommt dem Boden mehr beim Weidegang, als bei der Stallfütterung zu gute.

Wenn das Grünland zu Heu benutzet werden soll, ist eine Hauptregel, das Gras alsdann zu mähen, wenn die meisten Pflanzen in Blüthe stehen. Ich pflege das Heu am ersten Tage nach dem Abmähen aus einander zu werfen, tüchtig durchzuarbeiten, in kleine Haufen zu bringen und den folgenden Tag mit der halben Mannschaft nochmals durcharbeiten zu lassen. Diese Verfahrensart ist etwas kostspieliger als die hier gewöhnliche, man erhält aber auch sehr kräftiges Heu,

und hat den Vortheil, wenn am ersten Tage kein gutes Wetter eintritt, an mehreren Tagen die Heugewinnung noch auf die hier gewöhnliche Art vornehmen zu können. Ist das Wetter am ersten Tage vorzüglich schön, ist Sonne und Wind da, und läßt man mit einer zahlreichen Mannschaft arbeiten, so wird oft schon an dem einen Tage gutes Heu gewonnen, so daß in zwei Tagen das Gras gemähet und in Heu verwandelt seyn kann.

Ist das Heu zu Pferdefutter bestimmt, das bekanntlich nicht bräunen oder braten muß, so lasse ich die Haufen noch einmal durch wenige Leute auseinander bringen und bearbeiten.

Zwischen das zum Viehfutter bestimmte Heu lasse ich Salz — einen Krug auf das Fuder — beim Einfahren in die Scheune austreuen. Dieß ist dem Viehe sehr gesund, insonderheit, wenn bei ungünstiger Witterung und bei nassen Wiesen die Gewinnung nicht nach Wunsche hat geschehen können.

Auch in Mecklenburg hält man das Einlegen kopfgroßer Steine in den Heuhaufen für ein erprobtes Mittel, die Selbstentzündung desselben zu verhüten.

17.

Vieh-zucht.

Ich will hier nur auf zwei Punkte aufmerksam machen, welche der größere Theil unserer Landwirthe nicht genug zu beachten scheint:

- 1) die bessere Fütterung der Kälber und Füllen,
- 2) den Uebergang von der trockenen zur grünen Fütterung und umgekehrt.

Mehrentheils werden diejenigen Kälber, die zur Aufzucht bestimmt sind, von Anfang an nur mit Buttermilch gefüttert. Es ist aber viel besser, in den ersten 14 Tagen den



Kälbern nur warme Milch von der Mutter — so weit sie solche, ohne fett zu werden, bedürfen — zu reichen; dann aber der Milch etwas Buttermilch und nach und nach immer mehr hinzuzusetzen, so daß nach Ablauf von 4 Wochen die Kälber lediglich Buttermilch nebst etwas Heu erhalten.

Bei dieser Fütterungsart werden die Kälber auch allmählich an kaltes Getränk gewöhnt, Gebricht es durchaus an Milch in der Wirthschaft, so bietet Hafer- oder Gerstenmehl den besten Ersatz dafür an. Gegen die Zeit, daß auf gutes Wetter Rechnung gemacht werden kann, wird den Kälbern etwas grüne Fütterung und täglich etwas mehr gegeben, so daß sie zur Zeit, wenn sie die Weide betreten, lediglich von Grünfutter und Buttermilch mit Wasser versehen, als Trank, ernährt werden. Wenn die Wirthschaft es gestattet, wird ihnen in der Weide auch mit Wasser verdünnte, Buttermilch zum Saufen angeboten.

In der Weide ist ein Schoppen oder auch nur eine Bretterwand mit Strohlager anzubringen, damit die Kälber in der heißen Jahreszeit vor Sonne, und bei kalter Witterung vor Wind geschützt seyn können.

Das Füllen gewöhnt man, so bald das Gras an Nahrungskraft verliert, etwa in der zweiten Hälfte des Monats Juli, an Haferfütterung und steigert damit, so, daß es nach 6 bis 8 Wochen etwa 2 Krug erhält, entwöhnt es sodann, bringt es auf den Stall und reicht ihm in den ersten 8 bis 14 Tagen noch etwas und allmählig immer weniger Grünfutter.

Werden statt des Grünfutters rothe Wurzeln genommen und davon etwa 2 Krug täglich 4 bis 6 Wochen lang dem Füllen ge-

ben — durch Hunger ist es bald dahin zu bringen, daß es die Wurzeln zu sich nimmt — so ist man vor der die Füllen so leicht befallenden Druse gesichert.

Wer es nicht versucht hat, der wird es kaum glauben können, wie diese Sorgfalt in der ersten Lebensperiode der Thiere für die fernere wohlthätig wirkt. Meine, auf gedachte Art gezogenen Kälber, wurden schon im Herbste ein halbes Jahr älter gehalten, als sie wirklich waren.

Der größere Kostenaufwand zu etwa 1 Rthlr. für das Kalb, sollte doch Niemanden von dieser Verfahrungsart abhalten.

Von verschiedenen Landwirthen habe ich wohl die Klage vernommen, daß die Kälber in den ersten Tagen nach der Geburt sterben. Gewöhnlich lag dann der Fehler darin, daß das tüchtig abgetrocknete, neugeborene Kalb einen Platz angewiesen erhalten hätte, der nicht völlig frei von Zugluft gewesen. In soweit es daran in einem Kuhstalle mangelt, behält man das Kalb in den ersten 8 Tagen in dem besser verwahrten Pferdestalle.

Kälber, zur Aufzucht bestimmt, werden der Einwirkung des Lichts exponirt, um deren Lebenshätigkeit zu erhöhen; dagegen, um solche zu unterdrücken, die gemästet werden, den Kälber in einem finstern Stalle zu halten sind.

Im Allgemeinen hat man in Ostfriesland die zweckmäßige Gewohnheit, im Herbste dem Rindvieh auf dem Stalle Braunkohl zu dem trockenen Futter zu geben, wobei man allmählig zu der ganz trocknen Fütterung übergeht. Im Frühjahr aber werden Pferde und Vieh unmittelbar vom trocknen Futter auf die Weidenahrung angewiesen.

(Fortsetzung folgt).

A n f r a g e

Der im J. 1750 verstorbene Pastor Volkens zu Fade vermachte in seinem Testamente seine Bibliothek den aus seiner Familie studirenden Theologen zum Gebrauch, und setzte dabei ein Capital von 500 Rthlr. zum Besten der Volkenschen, Bodekerschen und Dehärdischen Familie aus, mit der Bestimmung, daß ein aus diesen Familien studirender Theologe die Zinsen als ein Stipendium genießen solle, wäre aber kein solcher Percipient vorhanden, so sollten die Zinsen zum Capital geschlagen und solle dieses dadurch vergrößert werden. Die Tochter desselben, die Pastorin Bodeker behielt, so lange sie lebte, sowohl die Bibliothek als das Capital in Verwahrung, nach ihrem Tode trugen die Erben beim Consistorium darauf an, daß die Bibliothek verkauft, und der Erlös daraus sammt dem gedachten Capital gerichtlich deponirt werde. Weil sie aber dafür hielten, daß, da die Gelder nur im Deposito lahm liegen und keinem Menschen nützen würde, es zum allgemeinen Besten gereichen könnte, wenn das Stipendium gemeinnütziger gemacht und mit Aufhebung der Bestimmung wegen der Bibliothek dem Consistorium ganz übergeben

werde, damit dasselbe eine milde Stiftung daraus machen, einen ordentlichen Administrator darüber bestellen und nach Gefallen das Stipendium denjenigen, die es dessen würdig achtete, verleihen und darüber disponiren könne, diese Abänderung des Legats auch, da die eigentliche Absicht des Testators doch nicht erreicht werden könne, von Obrigkeit wegen genehmigt war, so verzichteten sie für sich und ihre Nachkommen auf das aus dem Testament ihnen zustehende Vorrecht. Die übrigen aber, welche aus diesem Testament ein Recht an das Stipendium hatten, wurden am 12. Aug. 1778 vom Consistorium aufgefordert, sich in einem angelegten Termine über diesen Antrag zu erklären oder zu gewärtigen, daß sie als zustimmend angenommen werden würden und mit dem Verkauf der Volkenschen Bibliothek auch Errichtung eines Stipendien-Fundus aus dem Volkenschen Legat und aus dem, aus den Büchern zu lösenden Kaufgelde verfahren werde.

Wie ist es mit diesem Stipendium geworden? Besteht dasselbe noch, oder ist es ganz verloren gegangen?

Die Lehre von der Abwandelung der französischen Zeitwörter

nach eigenen grammatischen Forschungen auf eine dem Bedürfnisse der Lernenden angemessene Weise dargestellt von Wilhelm Brennecke, Lehrer an der gelehrten Schule zu Jever. Jever bei Mettcker. 8. 20 S. geh. 9 Grote.

Von den Schulgrammatiken nehmen nur die der alten Sprachen, als der Basis unserer wissenschaftlichen Bildung, Theil an dem Vorzug der neuern Sprachforschungen, welche

mehr als je auf eine rationelle Betrachtung der Sprachen eingehen, während die neueren Sprachen, die des practischen Lebens, noch größtentheils nach dem alten Schematismus,



ohne Rücksicht auf das Verständniß derselben gelehrt und gelernt werden. Zwar ist es nicht erforderlich, daß diese überall auf die Weise gründlich behandelt werden, wie namentlich die s. g. classischen, jedoch seitdem die Gelehrtenschulen ihre einseitige Lossonderung vom Leben aufgeben und so auch den neuen Sprachen eine größere Aufmerksamkeit widmen, ist der Mangel an Grammatiken fühlbar, welche den alten Schendrian etwas abstreifen und diese Sprachen nach einer der Bildung solcher Schulen entsprechenden Methode behandeln.

Aus diesem Bedürfnisse ist vorliegende Schrift hervorgegangen, wenn wir anders ihren Zweck recht erkennen, über den uns der Mangel einer Vorrede in Zweifel lassen kann. Sie behandelt die französische Conjugation, ein Gegenstand, der wohl bei allen Sprachen den schwierigsten Theil der Formenlehre ausmacht. Wir müssen nun diesen Versuch, ein höheres Bedürfnis als das bisherige zu befriedigen, als solchen ehren und dabei die Schwierigkeiten anerkennen, welche man zu überwinden hat, wenn man eine ganz neue Bahn brechen will, allein wir glauben nicht, daß derselbe dem Bedürfnisse irgendwie entspricht. Wir finden darin keine neue und keine einfachere Regeln, als in den uns bekannten Grammatiken. Das Neue besteht hauptsächlich in der Anordnung, nach welcher die einzelnen Tempora, Moden &c. durchgenommen werden und dabei das Regelmäßige und das Abweichende angegeben wird. Gewöhnlich wird die ganze Abwandlung einzelner Verba in Tabellen zusammengestellt, und es werden dazu solche Verba ausgewählt, die

unter sich die verschiedenste Bildung haben, aber zugleich für andere analoge Verba als Paradigmen dienen können. Diese Methode hat wenigstens den Vortheil der Uebersichtlichkeit, wenngleich sie den Schüler verkennt, daß diese verschiedenen Conjugationen nicht als coordinirt oder auf gleiche Weise normal zu betrachten, sondern nur verschiedene und zwar nach Regeln bestimmte Anwendungen Einer Conjugation sind. Bei einer rationellen Behandlung der Zeitwörter wird dieses dem Schüler hauptsächlich klar zu machen seyn; aber auch nur um diesen Preis darf man die Uebersichtlichkeit der früheren Methode aufgeben. Es ist noch die Frage, ob dies bei den französischen Verben auf eine für Schulen erspriessliche Weise geschehen kann, jedenfalls wird es aber auf etymologischem Wege geschehen müssen, wenn es möglich ist. Uns scheint es, als wenn die Regeln, nach welchen die Eine Conjugation verschieden angewandt wird, aus der Beobachtung der Veränderungen abgeleitet werden könnten, welche die Stämme der Verba bei ihrem Uebergange aus dem Lateinischen erleiden, welches denn auch die Gesetze für die wenigen nicht lateinischen, aber analogisch gebildeten Verba bestimmen würde. In vorliegender Schrift wird zwar mehrere Male das Lateinische angeführt, jedoch befriedigt es noch nicht das Bedürfnis, dieses zu berücksichtigen, sondern regt es höchstens an. Sonst giebt die Schrift Nichts, was dem Schüler das gedankenlose Auswendiglernen erspart, und die Anordnung des nicht neuen Stoffes wird ihn nur mehr verwirren, als die frühere Methode.

